Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 46

Artikel: Ein kurzes Dichterleben

Autor: Rikli, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647035

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

heit schadlos halten wollten für die Entbehrungen einer freudlosen Ehe oder anderer engender Verhältnisse. Es entwickelte sich aus diesen Tendenzen in Baden eine Sittenfreiheit, die selbst einem Poggio Bracciolini, dem Verfasser sehr leichtgeschürzter Fazetien, als außerordentlich auffielen. Dieser Italiener, aus dem Florenz der Medici mit dem Papstkandidaten Johann XXIII. ans Konzil von Konstanz gekommen, besuchte Baden, um sich mit eigenen Augen die Dinge anzusehen, die diesen Badeort so berühmt machten. Er sah sich in seinen Erwartungen übertroffen. Aber als freier Renaissancemensch lag ihm jeder Tadel fern; er wünschte im Gegenteil, daß sich seine prüderen Landsleute Badens paradisische Vorurteilslosigkeit zum Vorbilde nähmen.

Lange Zeit kannte man in Baden nur Gesellschaftsbäder. In großen Bassins badeten die Kurgäste beiderlei Geschlechtes und zwar ohne Gewandung, wie das Badener Siegel dies andeutet und wie aus zahlreichen zeitgenössischen Stichen erhellt. Später kamen die Einzelbäder in den Gasthäusern auf. Darunter verstand man aber große Zuber, die meist für zwei Badende eingerichtet waren. Oft standen ihrer mehrere solcher Zuber in einem Raume schön nebeneinander. Das Einzelbaden war also sehr kollektiv gemeint und hatte die frohe Unterhaltung zum Hauptzweck. Es fand sich immer eine Menge von weiblichen Gästen ein, die als „Badedamen" die Unterhaltung bestritten. Im Wasser errichteten sie kleine Tischchen mit einem Imbiß, zu welchem sie die Herren einluden. Im Küssen und Kosen vor aller Zuschauerschaft legte man sich keine Zurückhaltung auf. Poggio begnügte sich nach seinem Berichte mit der Zuschauerrolle. „Es ist ein erquickender Anblick, so viele hübsche Jungfrauen zu sehen, reif zur Liebe und strahlend vor Schönheit, ihre herrlichen Formen kaum bedeckt mit einem spinnwebdünnen Schleier; man könnte sie für Venus halten." Poggio verwunderte sich bas über die vielen Nonnen, die sich hier den weltlichen Freuden hingaben, und über die Menge von Tonsuren, die man von den Galerien herab in den öffentlichen Bädern herumschwimmen sah.

Zu Hans Waldmanns Zeiten war die Zügellosigkeit der Badener Sitten geradezu ein öffentliches Aergernis. Und daß der allmächtige Zürcher Bürgermeister in seiner Stadt die strengsten Sittenmandate aufstellte und dann selbst jedes Jahr nach Baden fuhr, um sich den ausschweifendsten Freuden hinzugeben, das brachte ihm mehr Feindschaft ein als viele andere seiner politischen Mißgriffe.

Die Zürcher fuhren noch zu David Heß' Zeiten mit dem breiten floßartigen Limmatschiff nach Baden. Die Badenfahrten ersetzten ihnen die Vergnügungsreise und den Ferienaufenthalt. Es wurden ehedem in Ehekontrakten sogar Klausel aufgenommen, worin sich der weibliche Teil die alljährliche Badenfahrt — mit oder ohne Gemahl — vorbehielt; für den Mann war die Klausel überflüssig, da für ihn dieses Recht unbestritten war. Ganze Familien fuhren so nach Baden, wo sie sich in Gasthöfen oder Privathäusern einmieteten. David Heß hat seine poetische Beschreibung einer solchen Badenfahrt mit hübschen Kupfern geschmückt, die uns zahlreiche kulturhistorische Details überliefern. Wir geben mit unseren Illustrationen einige Proben seiner liebenswürdigen Kunst wieder.

Während drei Jahrhunderten war Baden der Sitz der eidgenössischen Tagsatzung und zugleich Residenz der fremden Gesandtschaften, die hier die eidgenössische Politik zu beeinflussen suchten. Es fehlte nicht an Diplomatenfestlichkeiten mit Banketten und Bällen, an denen es hoch herging. Manch ein intimes Sittenbild aus dem Baden der Tagsatzungszeit ist uns aus Diplomatenberichten überliefert worden. Viele der fremden Herren suchten und fanden neben den anstrengenden Staatsgeschäften Erholung in den Bädern bei galanter Gesellschaft.

Im 15. Jahrhundert kam die Sitte auf, die fremden hohen Herren, die in Baden zum Kuraufenthalte weilten, als Zeichen besonderer Aufmerksamkeit zu beschenken. Diese Sitte dehnte sich bald auch auf die eigenen Regierungshäupter aus; so schickten z. B. die Zürcher 1534 ihrem Bürgermeister Diethelm Röust einen fetten Ochsen, der mit einer Decke in den Stadtfarben behangen war und zwischen den vergoldeten Hörnern einen Beutel mit 20 rh. Gulden trug, nach Baden. Der Konsequenz halber und um nicht Neid zu erwecken, mußten auch die andern einflußreichen Herren vom Regimente beschenkt werden. Es entwickelte sich mit der Zeit eine Schenkerei, die zur wahren Landplage wurde; denn es gehörte bald auch zum guten Ton, daß sich die Gäste gegenseitig beschenkten, und das Schenken links und rechts nahm kein Ende. Alle Sittenmandate vermochten gegen diese Unsitte nicht aufzukommen. Sie erlosch erst, als die eidgenössischen Tagsatzungen von Baden verlegt wurden und die fremden Gesandtschaften ausblieben.

Diese Verlegung der Tagsatzungen brachte für Baden eine Zeit des Niederganges. Zwar blieb Baden bis ins 19. Jahrhundert hinein, wie wir das aus David Heß' „Badenfahrt" wissen, der beliebte Kuraufenthalt des besseren Bürgertums der Städte Zürich, Basel und Bern. Aber die Sitten besserten sich in dem Maße, wie die Bäder ihrem eigentlichen Zwecke als Gesundheitsbringer wiedergewonnen wurden. Das heutige Baden jedenfalls erinnert in nichts mehr an diese Zeiten der freien Sitten. H. B.

Ein kurzes Dichterleben.

Zu Wilhelm Hauffs 100. Todestage am 18. November.

Es ist im Herbst des Jahres 1823. Die blauen Fluten der Donau tragen einen vollen Kahn übermütiger Studenten von Ulm stromabwärts. Die Wasser widerspiegeln bunte Farben, und Sang und Saitenspiel ertönt. Dort schimmern Häuser aus dem Ufergrün. Donauwörth! Der Kahn bringt seine jugendliche Fracht ans Land. Die bunten Mützen wimmeln, und singend, plaudernd, sich neckend zieht die Schar dem nächsten Gasthaus zu. Bald klingen Gläser, tönen Hochrufe, schallt frohes, überschäumendes Gelächter.

„Bemperlein", ruft es von allen Seiten, „bring uns neue Verse!"

Schon steht der bei seinem Kneipnamen also Gerufene auf einem Stuhl, indes die Schar mit Wohlgefallen den Worten des schlanken Dichterlings in ihrer Mitte lauscht, der jetzt mit frischer Stimme glänzend deklamiert:

„Wenn die Becher fröhlich kreisen,
Wenn in vollen Sangesweisen
Tönt so manches Helden Ruhm,
Ja, da muß man dich auch singen,
Muß auch dir die Becher schwingen,
Dir, du altes Burschentum!"

— — — — — — — — — — —

Die Stimmung wird erhabener von Strophe zu Strophe, und wie das letzte Wort gefallen, bricht sie sich Bahn in jubelndem Toast.

„Hoch Bemperlein! Der Seelenhirtschaft Anbildling!"

„Hoch, Bemperlein! Du blühend Reis am deutschen Dichterstamm!"

Und Humpen und Becher klingen erneut. Der junge Sänger tut Bescheid. Wie haben doch die letzten Jahre und das frohe Burschenleben aus dem bleichen Muttersöhnchen einen flotten Mann gemacht! Hier taut er auf, hier kann er sich entfalten.

Von der erhöhten Laube aus schweift nun sein Blick hin über das herbstliche Land, das in mildem Dufte vor ihm liegt. Aus uralten Baumkronen blicken schelmisch die Mauern und Türme eines alten Städtchens.

„Nördlingen", erklärt der rundliche Gastwirt.

„Nördlingen?" Der junge Mann besinnt sich, fragt und deutet. Dann tritt er in den Saal zurück.

„Kameraden! Dort drüben liegt Nördlingen, wo mir eine Tante wohnt, die ich noch nie gesehen habe. Die geh' ich jetzt besuchen. Auf den Abend bin ich wieder hier?

Gleich schließen sich einige an. Unter frohen Nachrufen der Zurückgebliebenen zieht der Theologiestudent Wilhelm Hauff davon. Den sehen sie nicht gerne ziehen, denn alle lieben den immer frohen, doch fleißigen und stets bescheidenen Kameraden. Er ist es, der ihnen mit humoristischen und ernsten Vorträgen, Gedichten und Kneipzeitungen die geselligen Abende verschönt und sie dabei von seinem Dichtertalente überzeugt.

Dort wandert er dahin. Bald ist Nördlingen erreicht, das Haus der Tante ausgekundschaftet und der kleine Trupp wird herzlich empfangen. In einer Gartenlaube klimpert eine Gittarre. Die fröhliche Gesellschaft schleicht heran. Hauff tritt verstohlen ein und überrascht seine siebzehnjährige Base Luise beim sorglosen Spiel. Bald ergreift er selbst das Instrument und vielstimmiger Gesang ertönt in den sonst stillen Räumen der Kaufmannswitwe. Der Abend naht und mahnt zum Aufbruch. Man bestürmt den Vetter, bittet, Blicke flehen. Die Kameraden kehren ohne ihn zurück. Er winkt ihnen nach, bis sie ihm mit der scheidenden Sonne entschwinden. Und mit ihnen nimmt er Abschied von dem „hohen, edlen, rohen, barbarischen, lieblichen, unharmonischen, gesangvollen, zurückstoßenden und doch so mild erquickenden Leben der Burschenjahre." Am Horizonte seines Lebens aber dämmert sacht das Morgenrot der ersten Liebe herauf.

Der Kampf war hart. Der Zweiundzwanzigjährige hatte die erste theologische Prüfung bestanden, im Kirchsprengel Nördlingen winkte eine Pfarrei, die ihm die baldige Vereinigung mit der Auserwählten seines Herzens möglich gemacht hätte. Anderseits war er sich seines Talentes inzwischen bewußt geworden und sah ein, daß es ihm bei tätiger Ausnützung seiner Anlagen an einem ruhmreichen Erfolge nicht mangeln werde. Auch mußte er sich gestehen, daß auf die Dauer der Beruf des Seelsorgers seinen Geist nicht befriedigen würde. So folgte er der Stimme der Vernunft und bewahrte sich vor dem Schicksal, in engen Verhältnissen zu verkümmern.

Nun sitzt er zu Stuttgart im Hause des Herrn von Hügel. Als Hofmeister der freiherrlichen Söhne lernt er den Ton der großen Welt und erwirbt sich äußere Bildung und feinen Schliff. Zugleich erlaubt ihm reichlich freie Zeit dem dichterischen Drange Genüge zu tun. Schon in Tübingen gab er eine Sammlung von „Volks- und Kriegsliedern" heraus, die er mit sechs eigenen Gedichten bereicherte: „Morgenrot" und „Steh ich in finstrer Mitternacht" sind wirkliche Volkslieder geworden. Nun folgen die „Memoiren des Satans", der „Mann im Monde" und der „Märchenalmanach für das Jahr 1826". Selten wurden eines Künstlers Werke so begeistert aufgenommen. In seinem „Märchenalmanach" finden sich die eigentlichen Blüten Hauffscher Erzählskunst. In reiner, ungekünstelter Sprache führt er die lauschende Kinderphantasie in die wunderbaren Gefilde von Tausend und einer Nacht. Immer wieder horcht sie gespannt der drolligen „Geschichte vom Kalif Storch", oder „vom kleinen Muck". Jünglingen und Jungfrauen im Erwachen des immer idealen Liebesfrühlings ist sein „Lichtenstein, eine romantische Sage", die herrliche Wiederspiegelung des eigenen Jugendtraums.

Der Frühling 1826 findet Hauff auf Reisen. Nach einem kurzen Abschied von seiner Braut in Nördlingen geht's per „Eilwagen" nach Paris. Zwei Monate später befindet er sich in Kassel, von wo aus ihn die Route über Göttingen, Bremen und Hamburg nach Berlin führt. Hier hat man seinen „Mann im Monde", sowie die „Controverspredigt" dazu längst gelesen. Jedermann ist gespannt auf den Mann, der es wagte, den Kampf mit der seichten Schriftstellerei eines Clauren aufzunehmen. Im Umgang mit den Größen der Literatur und Kunst kann er sich in seinem jungen Ruhme sonnen. In Dresden besucht er noch den von ihm hochverehrten Tiek und ist zu Beginn des Winters wieder in Nördlingen und bald darauf in Stuttgart. Hier erscheint der zweite Jahrgang seines Märchenalmanachs und bald

Wilhelm Hauff.

bringen Zeitschriften und Taschenbücher seine Erzählungen, Novellen und Skizzen. Im Januar 1827 tritt er die Leitung des „Morgenblattes" an, was ihm einen festen Gehalt von 1400 Gulden sichert. Nun gibt es kein Hindernis mehr, den eigenen Herd zu gründen. Im Februar wird in Nördlingen die Hochzeit gefeiert und nun zieht das junge Paar ins traute Dichterheim, das Freunde und Verehrer mit Bildern und andern Kunstgegenständen reizend schmückten.

Unter den uralten Bäumen im Garten vor seinem Hause am Bollwerk sitzt nun der Dichter und schreibt. Die Redaktion des „Morgenblattes" erweist sich auf die Dauer nicht als ein dornenloses Rosenlager. Umso freudiger opfert er die übrigen Stunden seiner Kunst. Und überraschend schnell folgt eines nach dem andern. Zuerst die „Phantasien im Bremer Ratskeller", dann Novellen und Erzählungen. „Die Bettlerin vom Pont des Arts", „Die Sängerin" und „Das Bild des Kaisers" sind kleine Meisterwerke deutscher Erzählskunst. Eine Reise ins Tirol vermittelt ihm Daten und Stoffe zu einer Novelle größern Stils. Doch sollte sie nicht mehr zur Ausführung kommen. Im Herbst macht er noch die überaus anregende Bekanntschaft mit dem Liederdichter Wilhelm Müller und erlebt eine tiefe seelische Erschütterung, als ihm vierzehn Tage später dessen Tod gemeldet wird. Dann wirft ihn ein Fieber selbst aufs Krankenlager, von dem er nur einmal wieder aufstehen sollte. Während sein Leben zur Neige ging, schenkte ihm seine Gattin ein Töchterchen. Er rafft sich auf und schleppt sich bis ans Lager seiner Geliebten. Und wie sie Blick um Blicke tauschen, ziehn ihre Gedanken zurück in jene lauschige Gartenlaube, wo sie sich erstmals sahen. Die Wonnestunden ihres Liebesfrühlings durchzittern nochmals ihre Herzen und dankbar gedenken sie der wenigen Monate ihres stillen Glücks. Es ist das letztemal, daß sie sich sehen.

Delirien martern ihn und immer seltener wird der dunkle Schleier von seiner Seele gehoben. Oft ruft er heroisch aus, er wolle zeigen, wie man sterbe. Dann klagt

er wieder: „25 Jahre, ein braves Weib, die schönsten Aussichten und alles das vorbei!" — Dann erbarmt sich der Tod über ihn und sein übervolles Herz hört auf zu schlagen.

Als Jüngling erntete der Dichter seine poetischen Triumphe, als Jüngling wurde er von der Erde genommen. Ueber allem, was er uns gegeben, ruht ein Schimmer ewiger Jugend, göttlicher Sorglosigkeit. Seiner liebenswürdigen Kunst vermögen ihre mancherlei Mängel keinen wesentlichen Abbruch zu tun: sind es doch die natürlichen und deshalb verzeihlichen Schwächen des jugendlichen Alters. So ist Wilhelm Hauff wie kein zweiter dazu geeignet, der heranwachsenden Jugend frühester Führer zu den Herrlichkeiten deutscher Poesie zu sein. H. Rikli.

Die arme Baronin.

Von Gottfried Keller. (Fortsetzung.)

Brandolf wunderte sich nur, ob der Mieter für sein teures Geld eigentlich zum Hüter der Herrlichkeit bestellt sei und ihm ehestens ein Reinigungswerkzeug mit Staublappen und Flederwisch anvertraut werde? Denn wenn jemand anders die Arbeit besorgte, so mußte ja fast den ganzen Tag dieser Jemand sich in den Zimmern aufhalten. Es ist aber schon jetzt zu sagen, daß keines von beiden der Fall war; alles wurde in Abwesenheit des Mietmannes getan, wie von einem unsichtbaren Geiste, und selbst die Glas- und Porzellansachen standen immer so unverrückt an ihrer Stelle, wie wenn sie keine Menschenhand berührt hätte, und doch war weder ein Stäubchen noch ein trüber Hauch daran zu erspähen.

Nunmehr begann Brandolf aufmerksam die bösen Taten und Gewohnheiten der Wirtin zu erwarten, um den Krieg der Menschlichkeit dagegen zu eröffnen. Allein sein altes Mißgeschick schien auch hier wieder zu walten; der Feind hielt sich zurück und witterte offenbar die Stärke des neuen Gegners. Leider vermochte ihn Brandolf nicht mit dem Tabaksrauche aus der Höhle hervorzulocken; denn er rauchte nicht, und als er zum besonderen Zwecke ein kleines Tabakspfeifchen, wie es die Maurer bei der Arbeit gebrauchen, nebst etwas schlechtem Tabak nach Hause brachte und anzündete, um die Baronin zu reizen, da mußte er es nach den ersten Zügen aus dem Fenster werfen, so übel bekam ihm der Spaß. Teppiche und Polster zu beschmutzen ging auch nicht an, da er das nicht gewöhnt war; so blieb ihm vorderhand nichts übrig, als die Fenster aufzusperren und einen Durchzug zu veranstalten. Dazu zog er eine Flanelljacke an, setzte eine schwarzseidene Zipfelmütze auf und legte sich so breit unter das Fenster als möglich. Es dauerte richtig nicht lange, so trat die Freiin von Lohausen unter die offene Tür, rief ihren Mietmann wegen des Straßengeräusches mit etwas erhöhter Stimme an, und als er sich umschaute, deutete sie auf eine große Roßfliege, die im Zimmer herumschwirrte. Es sei in der Nachbarschaft ein Pferdestall, bemerkte sie kurz. Sogleich nahm er selbst die Zipfelmütze vom Kopf, jagte die Fliege aus dem Zimmer und schloß die Fenster. Dann setzte er die Mütze wieder auf, zog sie aber gleich abermals herunter, da die Dame noch im Zimmer stand und ihn, wie es schien, statt mit Entrüstung, eher mit einem schwachen Wohlgefallen in seinem Aufzuge betrachtete.

Zunächst wußte Brandolf nichts weiter anzufangen; er hüllte sich in seinen schönen Schlafrock, tat Jacke und Zipfelmütze wieder an ihren Ort und nahm Platz auf einem der Diwans. Dort gewahrte er ein Klingelband von grünen und goldenen Glasperlen und zog mit Macht daran. Wie ein Wettermännchen erschien die Baronin auf der Schwelle, immer in ihrem grauen Schattenhabit mit dem kapuzenähnlichen Kopftuche. Brandolf wünschte seinem Schneider, der viele Straßen weit wohnte, eine Botschaft zu senden. Die Baronin errötete; sie mußte selbst gehen, denn sie hatte sonst niemanden. Ob es so dringlich sei oder bis Nachmittag Zeit habe, fragte sie nach einem minutenlangen Besinnen. Allerdings sei es dringlich, meinte Brandolf, es müsse ein Knopf an den Rock genäht werden, den er gerade heute tragen wolle. Sie sah ihn halb an und war im Begriff, die Tür zuzuschlagen, drehte sich aber nochmals und fragte, ob sie den Knopf nicht ansetzen könne? „Ohne Zweifel, wenn Sie wollten die Güte haben", sagte Brandolf, „er hängt noch an einem Faden; das darf ich Ihnen nicht zumuten!"

„Aber eine halbe Stunde weit zu laufen?" erwiderte sie und ging ein kleines altes Nähkörbchen zu holen, in welchem ein Nadelkissen und einige Knäulchen Zwirn lagen. Brandolf brachte den Rock herbei, und die vornehme Wirtin nähte mit spitzen Fingerchen den Knopf fest. Da sie mit der Arbeit ein wenig ins hellere Licht stehen mußte, sah Brandolf zum ersten Male etwas deutlicher einen Teil ihres Gesichts, ein rundlich feines Kinn, einen kleinen, aber streng geformten Mund, darüber eine etwas spitze Nase; die tief auf die Arbeit gesenkten Augen verloren sich schon im Schatten des Kopftuches. Was aber sichtbar blieb, war von einer fast durchsichtigen weißen Farbe und mahnte an einen Nonnenkopf in einem altdeutschen Bilde, zu welchem eine etwas gesalzene und zugleich kummergewohnte Frau als Vorbild diente.

Für den ersten Tag war Brandolf nun zu Ende, und so vergingen auch mehrere Wochen, ohne daß sich etwas ereignete, das ihm zum Einschreiten Ursache gegeben hätte. Er mußte sich also aufs Abwarten, Beobachten und Erraten des Geheimnisses beschränken; denn ein solches war offenbar vorhanden, obgleich die Frau hinsichtlich ihrer Bösartigkeit verlästert wurde. Da fiel ihm nun zunächst auf, daß der Teil der Wohnung, wo sie hauste, immer unzugänglich und verschlossen blieb; es war auch nichts weiter als eine Küche, ein einfenstriges schmales Zimmer und ein kleines Kämmerchen. Dort mußte sie Tag und Nacht mutterseelenallein verweilen, da außer einem Bäckerjungen man niemals einen Menschen zu ihr kommen hörte. Ein einziges Mal konnte Brandolf einen Blick in die Küche werfen, welche mit sauberem Geräte ausgestattet schien; aber kein Zeichen bekundete, daß dort gefeuert und gekocht wurde. Nie hörte er einen Ton des Schmorens oder ein Prasseln des Holzes, oder ein Hacken von Fleisch und Gemüse, oder den Gesang von gebratenen Würsten, oder auch nur von armen Rittern, die in der heißen Butter lagen. Von was nährte sich denn die Frau? Hier begann dem neugierigen Mietmann ein Licht aufzugehen: wahrscheinlich von gar nichts! Sie wird Hunger leiden — was brauch' ich so lange nach der Quelle ihres Verdrusses zu forschen! Ein Stück Elend, eine arme Baronin, die allein in der Welt steht, wer weiß durch welches Schicksal!

Er genoß im Hause nichts als jeden Morgen einen Milchkaffee mit ein paar frischen Semmeln, von denen er jedoch meistens die eine liegen ließ. Da glaubte er denn eines Tages zu bemerken; daß Frau Hedwig von Lohausen, als sie das Geschirr wegholte, mit einer unbewachten Gier im Auge auf den Teller blickte, ob eine Semmel übrig sei, und mit einer unbezähmbaren Hast davoneilte. Das Auge hatte förmlich geleuchtet wie ein Sterngefunkel. Brandolf mußte sich an ein Fenster stellen, um seiner Gedanken Herr zu werden. Was ist der Mensch, sagte er sich, was sind Mann und Frau! Mit glühenden Augen müssen sie nach Nahrung lechzen, gleich den Tieren der Wildnis!

Er hatte diesen Blick noch nie gesehen. Aber was für ein schönes glänzendes Auge war es bei alledem gewesen!

Mit einer gewissen Grausamkeit setzte er nun seine Beobachtung fort; er steckte das eine Mal die übrigbleibende Semmel in die Tasche und nahm sie mit fort, das andere Mal ließ er ein halbes Brötchen liegen, und das dritte Mal alle beide, und stets glaubte er an dem Auf- und Niederschlagen der Augen, an dem rascheren oder langsameren Gang die nämliche Wirkung wahrzunehmen und überzeugte sich endlich, daß die arme Frau kaum viel anderes genoß, als was von seinem Frühstück übrig blieb, ein paar Schälchen Milch und eine halbe oder ganze Semmel. (Fortsetzung folgt.)